



Leseprobe

Arlene Heyman
ARTEFAKT
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 400

Erscheinungstermin: 09. November 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

ARLENE HEYMAN

ARTEFAKT

Roman

Aus dem Englischen
von Cornelia Holfelder-von der Tann

btb

Für Jacob und Yonit
und für Reuben und Michelle

Redlichkeit, was hauptsächlich für intellektuelle Integrität, Mut und Güte steht, ist für mich immer noch dieselbe bewundernswerte Tugend, wenn sich auch mit den Jahren die Gewichtung leicht verschoben hat und Güte mir jetzt wichtiger erscheint als in meiner Jugend. Die Liebe zur eigenen Arbeit und das Engagement, mit dem man sie betreibt, sind in meinen Augen die Grundlage dafür, glücklich zu sein. Für eine Forscherin oder einen Forscher sind die unvergesslichen Momente des eigenen Lebens jene seltenen, nach jahrelangem zähem Arbeiten eintretenden Augenblicke, da sich der Schleier über den Geheimnissen der Natur plötzlich hebt und das, was dunkel und chaotisch war, in wunderbarer Klarheit und Ordnung zutage tritt.

Gerty Radnitz Cori, Biochemikerin und
Nobelpreisträgerin 1947 in der Kategorie
Physiologie oder Medizin, zitiert nach Sharon
Bertsch McGrayne, *Nobel Prize Women in
Science: Their Lives, Struggles and Momentous
Discoveries*

ERSTER TEIL

1984 Sie wollte die Ratten nicht aufstören. Also sang sie im Flüsterton »Guten Abend, gut' Nacht« und versuchte, den Drahtkäfig ruhig zu halten, während sie ihn den schummrig beleuchteten Gang entlangtrug. Die Elektrogeräte im Labor waren übers Wochenende abgeschaltet, sodass nichts zu hören war als das Schlappen ihrer Pantoletten und ihr leises Singen. Ab und zu hob eine Ratte den Kopf und schnupperte.

Lottie arbeitete in einer abgeschnittenen Jeans-Latzhose und einem T-Shirt – ein makabres Geschenk von ihrem Präparierkurs: Es zeigte die Brust- und Rückenmuskeln mit ihren lateinischen Namen. Ihr Haar hatte sie mit einer Laborklemme hochgesteckt.

Laut dem Radio war es die heißeste Augustnacht seit 1945. Auf den Highways nach Long Island und an die New-Jersey-Küste waren den ganzen Tag Autos im Stau dahingekrochen, die meisten mit Sonnenschirmen und Kinderwagen beladen und mit Fahrrädern auf dem Dach. Als Lottie nach dem Abendessen auf der Suche nach etwas Luft in Richtung Central Park spaziert war, wirkten die stickigen Straßen einsam und verlassen. Im August dimmte das flirrende Leben der Stadt herunter. Die meisten ihrer Kollegen waren im Urlaub. Tagsüber kamen nur ein paar Labortechniker,

die Institutssekretärin und ab und an ein nervöser Doktorand.

Sie war gern allein in ihrem Labor in der stillen Stadt, ungestört von den Rhythmen anderer, ein Vergnügen, das ihr jetzt, da sie wieder kleine Kinder hatte, nicht oft beschieden war. Davy war zwei und Simon fünf, und beide waren wilde, bockige kleine Kerle. Ihre achtzehnjährige Tochter Evelyn hatte gewöhnlich Freundinnen da; sie okkupierten Lotties Arbeitszimmer und benutzten ihren Computer oder nähten sich auf ihrer Nähmaschine Sachen fürs College. Ihr Mann Jake gab an den Werktagnachmittagen und am Samstag zu Hause Privatunterricht auf verschiedenen Instrumenten. Und im August brach seine Tochter Ruth aus L. A. über sie herein wie ein Sturm, ausgelöst durch ein kleines Tiefdruckgebiet. Sie tanzte für ihren Dad und kochte mit ihm, ignorierte die Jungen demonstrativ und ließ ständig Spitzen und Hiebe gegen ihre Stiefmutter los. Lottie bemühte sich, nicht in gleicher Münze zurückzuzahlen, und sprach definitiv nie aus, was sie oft dachte: *Flieg davon, kleine Giftmücke. Geh nach Hause. Verschwinde.* Sie versuchte immer, für den August eine größere Versuchsreihe anzusetzen.

Im Käfig auf der Arbeitsplatte bewegten sich die Ratten im Mondlicht unruhig umher.

Sie knipste die Tensorlampe am Seziertisch und das Licht über dem Becken an, schlüpfte in einen alten Chirurgenkittel, band ihn zu, zog einen Arbeitshandschuh an und drehte das kalte Wasser auf. Sie schob den Käfigdeckel auf, griff sich das nächstsitzende zitternde Tier und nahm es heraus. Sie hob den Hebel der Papierschneidemaschine und hielt die Ratte so, dass der Kopf auf der Schneidplatte lag, der sich windende Körper aber über den Rand stand. Die

Beine mit den rosa Füßen strampelten. Die Ratte defäkierte jetzt, kleine schwarze Köttel, urinierte stoßweise auf Lotties Handschuh. Lottie drückte die Klinge knirschend durch den Rattenhals. Der Kopf lag auf der Schneidplatte. Lottie hielt den sich immer noch wehrenden Körper fest. Aus der Halsöffnung spritzte Blut. Ihre Wange war plötzlich nass. Sie hielt den Körper unters kalte Wasser, bis er sich nicht mehr rührte. Dann warf sie ihn in eine Plastiktüte und legte den Rattenkopf auf den Seziertisch. Sie zog den Handschuh aus, nahm Skalpell und Pinzette, präparierte die Unterzungen- und Unterkieferspeicheldrüsen heraus und gab sie in einen Becher mit Fixativ. Sie wusch sich das Gesicht, wobei sie ihre verschwommenen Züge in dem trübe gewordenen Papierhandtuchspender kaum ausmachen konnte, und griff dann in den Käfig nach der nächsten Ratte.

Sie versuchte immer, das, was getan werden musste, in einem steten, schnellen Rhythmus zu tun.

Im Raum roch es jetzt nach Blut, und die Ratten wussten Bescheid. Sie quietschten in ihrem Käfig, noch bevor sie nach ihnen griff, und auch wenn sie sie noch so energisch festhielt, lagen sie einfach nicht still. Trotz der Klimaanlage schwitzte Lottie.

Lottie war schon die ganzen letzten Monate phasenweise gereizt – seit sie auf Anfrage einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift für Mikroskopie einen Beitrag eingereicht und mit umfangreichen Überarbeitungswünschen zurückbekommen hatte. Sie hatte neue Techniken zur optischen Hervorhebung spezifischer Organellen eines bestimmten Zelltyps der Speicheldrüse entwickelt, dessen Funktion niemand verstand, der aber bei mehreren Krankheiten eine Rolle spielte, darunter auch einer tödlichen.

Die Fachgutachter der Zeitschrift hatten ihr Paper in der Luft zerrissen, von der Orthografie bis zum Kern der Arbeit: Sie beschreibe nicht die Zelle selbst, nicht die tatsächlichen Komponenten des mukösen Sekrets, sondern lediglich die Verfälschungen durch ebenjene Techniken, die sie propagiere. Ein Kritiker resümierte:

Dieses Paper kann nicht zur Veröffentlichung angenommen werden, da es von akzidentellen Phänomenen und zufälligen Ergebnissen strotzt. Es ist nichts weiter als eine Ansammlung von Artefakten.

Sie las die Zeilen zweimal, knüllte dann den Peer-Review-Bericht zusammen und stopfte ihn in ihre unterste Schreibtischschublade.

Einen Monat darauf wurde ein bescheidener Forschungsmittelantrag, den sie gestellt hatte, abgelehnt. Ein Washingtoner Kollege meinte, wenn sie nur ein paar Mitglieder des Bewilligungsausschusses zitiert oder eines davon für ein Gastseminar eingeladen hätte ...

In der darauffolgenden Woche rief ihr Institutsleiter sie an. Er habe das mit dem Forschungsmittelantrag gehört und finde es ungerecht. Sie sei eine der Produktivsten am Institut, mit einer Veröffentlichungsliste, die an Länge und Qualität nur von seiner übertroffen werde. Die Studenten stünden Schlange für ihre Seminare. Sie sei innovativ, kreativ. Leider habe aber auch er schlechte Nachrichten für sie.

»Keine Gehaltserhöhung«, sagte Lottie.

Es tue ihm schrecklich leid. Sie müsse wissen, dass das Budget eingefroren sei. Momentan seien sie alle in Gletschereis gefangene Tierchen, um es mal paläontologisch auszu-

drücken. Der Bundesstaat kürze die Mittel, die *National Institutes of Health* schnallten den Gürtel enger, er könne da gar nichts machen. Nächstes Jahr sei es dann ein ganz anderes Paar Stiefel. Sie könne versichert sein, dass er dann für sie in den Ring steigen werde.

Es war das dritte Jahr in Folge, dass er sie mit diesem welken Metaphernstrauß abspeiste, und ihr Mann sagte, sie solle doch klagen. »Das ist Frauendiskriminierung, und du lässt es dir einfach gefallen.« Er zitierte eine bekannte Mikrobiologin, die kürzlich in einem Artikel in der *New York Times* erklärt hatte: »Wissenschaftlerinnen haben zwei Möglichkeiten: Verbitterung oder Wahnwitz.«

Lottie sagte, sie sei nicht berühmt genug, um öffentlichkeitswirksame Sachen zu sagen, und wenn sie sich mit Anwälten einließe, käme sie nicht mehr zum Arbeiten.

Jake erwiderte: »Dann geh wenigstens zum Beschwerdegremium. Es muss doch ein Beschwerdegremium geben. Irgendwo bei eurem – wie heißt das noch mal – Personalmanagement? Wir brauchen das Geld.«

»Ich winsle nicht.«

»Wer spricht denn von winseln? Geh hin und *schrei*. Du schreist nie. Du schreist immer nur mich an.«

Ihr Paper war immer irgendwo in ihrem Hinterkopf. Der Herausgeber hatte sie vor sechs Monaten ihre Ergebnisse beim Zellbiologie-Kongress in Chicago vorstellen hören. Die Fachgutachter waren unabhängig, trotzdem sollten die Meinungen doch wohl nicht so extrem auseinandergehen. Konnte ihre mündliche Präsentation so viel besser gewesen sein als die schriftliche?

Ihre Papers wurden fast immer veröffentlicht, vorher aber

ausnahmslos zur Überarbeitung zurückgeschickt. So penibel sie bei der Konzeptualisierung von Fragestellungen und der Durchführung von Experimenten war, so ungeduldig wurde sie, wenn es darum ging, Ergebnisse zu präsentieren. Als ob sie sich, wenn sie längere Zeit auf die Verfertigung der Endfassung verwandte, nicht mehr als Wissenschaftlerin, sondern als Kosmetikerin oder Dekorateurin fühlte. In ihren Diagrammen beschriftete sie kaum je alles, was der Beschriftung bedurfte; sie erwartete von ihrer Sekretärin, dass diese ihre Schreibfehler korrigierte und keine eigenen hinzufügte, und sie formulierte ihre Schlussfolgerungen knapp und sachlich. Viele ihrer Kollegen nahmen etwas Banales und bliesen und polierten es auf, garnierten es mit fünf, sechs richtigen, aber nicht neuen Gedanken, die Allgemeingut waren, und verkauften dann diese Aufbereitung als etwas umwerfend Neues. Sie hingegen lieferte das wirklich Neue in zerknittertem Packpapier. Und sie tat es ganz bewusst, als wäre es eine Tugend.

Es finden sich zahlreiche Tippfehler etc., die ich angestrichen habe ... Ein gewichtiges Problem dieses Papers besteht darin, dass die Darstellung des methodischen Vorgehens der Verfasserin viel zu dürftig ist. Nicht angegeben werden etwa die Quelle des Glutaraldehyds, die Osmolalität der einzelnen Fixative, deren Anwendungsdauer ...

Viele Beanstandungen waren solcher Natur, es gab aber auch mindestens einen schwerwiegenden inhaltlichen Einwand. Die Kernaussage ihres Papers war, dass verschiedene Fixative und Puffer verschiedene Aspekte der Zelle konser-

vierten, so wie verschiedene historische Epochen verschiedene Aspekte des Menschen zum Vorschein brachten: Bei einer Zelle konnte man Fixativ und Puffer nach Maßgabe dessen wählen, welche Aspekte man zu erhellen hoffte. Der betreffende Fachgutachter wollte, dass sie andere Fixative und Puffer benutzte; er behauptete, ihre schädigten den Zellinhalt, während die, die er vorschlug, ihn »korrekt« konservieren würden. Sie wusste, seine Substanzen würden nur andere Schäden verursachen.

Ein anderer Gutachter kritisierte die Art und Weise, wie sie Versuchsratten opferte. Sie hatte sie zuerst getötet und dann die Speicheldrüsen herauspräpariert und in Fixativ gelegt. Nach Meinung dieses Gutachters machten die Drüsen in den wenigen Minuten zwischen Tod und Fixativ dauerhafte, ergebnisverzerrende Veränderungen durch, weshalb ihre Befunde »reine Artefakte« seien. Er wollte, dass sie das Fixativ dem lebenden Tier injizierte. Anfänglich, vor der Entscheidung für ihre jetzige Methode, hatte sie ein paar Ratten durch Lebend-Fixation getötet. Die Ergebnisse waren keineswegs »natürlicher«, und die Technik war zeitaufwendiger und unersprießlicher.

Damit ihr Paper publiziert wurde, jedenfalls in dieser Zeitschrift, musste sie also das ganze Experiment noch mal durchführen, wahrscheinlich sogar mehrmals, dabei Ratten auf verschiedene Art töten und unnötig viele verschiedene Fixative benutzen. Es würde langwierig und langweilig sein. Sie arbeitete bereits an einem anderen Projekt. Ratten wuchsen nicht auf Bäumen, Labortechnikerstunden auch nicht. Ihr wurde eng um die Brust beim Gedanken, zum Finanzdezernenten der Universität zu gehen, diesem frohgemuten Bürokraten, und ihm gegenüber die Kosten für

jede einzelne Ratte zu rechtfertigen, indem sie ihm den zerknitterten Peer-Review-Bericht in die Hand drückte. Ihr war danach, jemanden mit Fäusten zu traktieren.

Am Ende rief sie ihren Institutsleiter an und brachte ihn durch eine Kombination von Bezirzen und Beschämen dazu, ihr das Geld aus der schwarzen Kasse des Instituts zu geben.

Dann tippte sie jeden Kritikpunkt der Gutachter auf ein extra Blatt Papier und klebte die Blätter an die Wände ihres Labors. Sobald Ergebnisse vorlagen, schrieb sie sie auf das jeweilige Blatt, mit schwarzem Kugelschreiber, wenn der Gutachter recht hatte, mit rotem Filzstift, wenn sie recht hatte. Sie hatte eine große, blumige Handschrift mit vielen Schwüngen und Schnörkeln, und oft musste sie der ursprünglichen Seite noch mehrere weitere hinzufügen, um alles unterzubringen. Ende Juli waren die Wände über und über mit Poinsettien und leuchtend roten Ilexbeeren dekoriert, es sah aus wie zu Weihnachten. Sie ließ zwei Kollegen ihre Arbeit gegenchecken, obwohl sie im August noch einen Durchgang machen wollte. Lotties Laune hob sich.

Während sie das Bad für ihre Söhne einließ (sie trug Shorts und prüfte mit einem Fuß die Wassertemperatur), stellte sie sich vor, was sie diesem Herausgeber schreiben würde, der sie ihr Paper zweimal hatte überarbeiten und wieder einreichen lassen.

Ich bedaure, dass ich nicht früher antworten konnte, aber ich war ganz mit einem wichtigen Experiment beschäftigt.

Die Jungen, die, von Kopf bis Fuß voll Fingerfarbe, mit Spielzeugbooten und Wasserpistolen bereitgestanden hat-

ten, sprangen in die Wanne und brachten das Wasser zum Überschwappen.

Ich habe nicht früher geantwortet, weil ich mit Anfragen nach diesem Paper überschwemmt wurde und jetzt erwäge, es statt an Ihre Zeitschrift an das *International Journal of Cell Research* zu schicken.

Während sie ihre aufgedrehten blau-gelben Söhne badete, widerlegte sie jeden Kritikpunkt der anonymen Gutachter. Sie schrubbte und spülte, bis die Jungen wieder fleischfarben waren. Sie trocknete sie ab, setzte sich dann an den Computer und hämmerte einen Brief an den Herausgeber in die Tasten.

Die ganze angemahnte Verifizierung und Rechtfertigung meiner Methoden einmal beiseitegelassen geht es um zwei fundamentale Punkte. Der erste ist die Kernaussage des Papers, die den Gutachtern entgangen zu sein scheint: dass es nämlich keine »korrekte« Morphologie der Granulae in dieser Drüse gibt, sondern dass vielmehr die jeweilige Fixativ-Puffer-Additiv-Kombination bestimmt, welche Konstituenten erhalten bleiben und welche zerstört werden.

Der zweite Punkt ist philosophischer Art und betrifft das Konzept des Artefakts. Jedem, der einige Erfahrung in diesem Metier hat, sollte klar sein, dass man immer nur mit Artefakten befasst ist und dass sich jemandes Fähigkeiten als Morphologe/Wissenschaftler weitgehend daran bemessen, wie gut er oder sie darin ist, Artefakte zu erzeugen und zu interpretieren.

Aus meiner Sicht lautet die Frage nicht: Ist eine gegebene Struktur ein Artefakt? Sie lautet vielmehr: Können die Bedingungen, unter denen ein gegebenes Artefakt hervorgebracht wird, Aufschluss über die eigentliche Natur einer bestimmten Organelle geben, die sich nicht in ihrer natürlichen Form analysieren lässt? Wir haben es hier mit dem biologischen Äquivalent der Unschärferelation zu tun, und alle Feinstruktur-Morphologen und -Zytochemiker sollten sich dessen bewusst sein.

Jake brachte ihr ein Glas kaltes Mineralwasser mit einem Limettenschnitz.

»Schlafen alle?«, fragte sie.

»Machst du Witze?« Er küsste seine Frau auf die feuchte Stirn. »Sag's, wenn du fertig bist«, sagte er. »Es ist ein toller Sternenhimmel heute.«

Der Mann vom Sicherheitsdienst war schon durch. Lottie zog den Chirurgenkittel aus und steckte ihn in eine Plastiktüte, zusammen mit einem dreckigen Laborkittel und einem Paar dicker Socken, das sie noch vom Winter hier hatte; sie würde das alles zu Hause in die Waschmaschine stecken. Die Laborsachen wusch sie immer spätabends oder frühmorgens, wenn die Kinder schliefen; sie sollten nichts sehen oder riechen. Auch nachdem sie die Arbeitsflächen zweimal feucht gewischt hatte, roch es im Raum immer noch nach Blut, Urin und Fixativ. Sie wischte die Arbeitsflächen noch mal. Obwohl eigentlich kein besonders vorsichtiger Mensch, war sie im Labor pingelig und unnachsichtig mit jedem, der es nicht war. Einmal hatte ein Doktorand eine hochgradig ätzende Flüssigkeit in einem offenen Becher stehen lassen,

und der Mann vom Reinigungspersonal hatte den Becher umgeworfen und das Zeug mit Papiertüchern aufgewischt. Ihm musste Haut auf die Finger transplantiert werden. Lottie wollte nicht mehr mit dem Doktoranden arbeiten, er musste sich ein neues Thema und einen neuen Betreuer für seine Doktorarbeit suchen.

Sie brachte den Plastikmüllsack mit Rattenteilen in den Kühlraum. Bis auf ein paar Katzen und ganz selten mal einen Affen enthielten die meisten schwarzen Müllsäcke hier Ratten – Ratten, denen Tumore in den Kopf implantiert worden waren, die ihr ganzes kurzes Leben lang Zigarettenrauch eingeatmet oder ihr eigenes Körpergewicht an Saccharin oder Natriumnitrat gefressen hatten, deren Föten *in utero* androgenisiert oder östrogenisiert worden waren. Sie dachte, welch unvorstellbares, unrattenhaftes Schicksal diese Tiere erlitten hatten – man müsste ihnen in jeder Stadt ein Denkmal errichten.

Strähnen lösten sich aus ihrer improvisierten Hochsteckfrisur. Sie versuchte, sie wegzublasen, da sie nicht mit den Händen ihr Gesicht berühren wollte. Sie schloss ihr Labor ab und ging duschen.

Während das warme Wasser auf sie herabprasselte, betrachtete sie ihren Körper mit einer gewissen Neugier und ohne nennenswertes Vertrautheitsgefühl, als wäre sie eine Leiche für die Medizinstudenten – was sie eines ferneren Tages auch zu sein gedachte. Die könnten sich glücklich schätzen, sie jetzt zu bekommen: eine zweiundvierzigjährige Frau mit nur geringem Übergewicht, zwei, drei Kilo höchstens – Jake fand, eine Frau müsse ein paar Hügel und Täler haben (aber Fett war der Feind des Anatomen, denn es machte das Arbeitsterrain schlüpfrig und infiltrierte die

Organe). Ja, jetzt wäre der beste Zeitpunkt, sie zu sezieren: die Muskeln ihrer langen Bjornstad-Beine gut abgezeichnet (ihre Mutter hatte noch mit siebzig kräftige, ansehnliche Beine), alle wesentlichen Strukturen an ihrem Platz, nichts Schlimmeres als ein paar Verbrennungen und Verfärbungen an den Händen, ein paar glänzende Dehnungsstreifen auf den (immer noch ziemlich straffen) Brüsten und am Bauch, eine lange weiße Kaiserschnittnarbe von ihrem Letztgeborenen, Davy, der wegen Sauerstoffmangels schnell hatte geholt werden müssen. Das Problem war eine Nabelschnurumschlingung gewesen.

Hatte Davy Saltos geschlagen oder irgendeine intrauterine Erkundungsmission unternommen? Auch jetzt, zwei Jahre später, war sie immer noch besorgt um ihn. Er war ein lebhaftes Kind, schmal und langgliedrig, immer in Bewegung. Einer, der alles erforschen musste. Lottie hatte die Steckdosen sichern und die Kühlschrankschranktür zubinden müssen. Um den Fernseher hatte sie ein Holzgitter angebracht, nachdem der Reparaturdienst telefonisch mitgeteilt hatte, jemand habe Münzen tief in den Kassettenschacht gesteckt.

Ihre Tochter Evelyn, die manchmal mit Davy auf den Spielplatz ging, nannte ihn eine Springbohne; einmal war er vom Klettergerüst gefallen und hatte sich den Arm gebrochen. Und bei einem Besuch des Whitney Museums mit Jake und Simon war er in ein Exponat von Drahtgeflechthäusern gerannt; Draht hatte seine Wange durchgeschnitten wie ein hartes Ei. Jake war so geistesgegenwärtig gewesen, gleich mit ihm zu einem plastischen Chirurgen zu gehen.

Um Simon, ihren Fünfjährigen, sorgte sie sich weniger. Er war stämmig und kräftig und hatte mehr Sitzfleisch. Seine Wissbegier und Streitlust trieben einen manchmal zur Ver-

zweiflung, aber man konnte ihn an einer längeren Leine führen als Davy; Simons Streifzüge spielten sich in seiner Fantasie ab.

Wenn Jake nachmittags noch länger in der Schule blieb, um Orchesterproben zu leiten oder privaten Instrumentalunterricht zu geben, hielt Simon am Wohnzimmerfenster Ausschau nach ihm. Noch ehe Jake den Motor abstellen konnte, war Simon schon an der Fahrertür und wartete, dass sein Vater ihm die Quer- oder Pikkoloflöte oder Geige übergab. So aufrecht, langsam und vorsichtig, als balancierte er es auf seinem Kopf, trug Simon das Instrument in dessen Kasten um die Motorhaube herum, über den Rasen und die Stufen hinauf. Wenn Jake mehrere Instrumente dabei hatte, legte Simon den Weg mehrmals zurück, und Jake ließ ihm die Freude.

Danach brachte Simon eine Flasche Sellerie-Soda mit zwei Trinkhalmen und ein selbst zubereitetes, in zwei Hälften geschnittenes Erdnussbutter-Marshmallow-Sandwich ins Wohnzimmer.

Was würde aus diesen Kindern werden? Evelyn war ja schon fast erwachsen, aber die beiden Kleinen ... Wenn man seine Kinder mit Mitte zwanzig bekam, ging einem schon mal durch den Kopf, dass man als Eltern vielleicht nicht immer zusammenbleiben würde, aber dass man immer da sein würde, nahm man für selbstverständlich. Lottie war zweiundvierzig, Jake einundvierzig. Sein Vater war mit einundvierzig an Krebs gestorben.

Draußen war die Nacht heiß und so stickig, als hätte jemand die Atmosphäre aus der Stadt abgepumpt. Sie ging mit ihrer Wäschetüte an dem schlafenden Parkplatzwächter vorbei, Abe Bazile, einem Haitianer in den Fünfzigern, dem

vor ein paar Monaten ein Kind an Leukämie gestorben war. Er saß auf einem Klappstuhl auf dem Gehweg, ganz knochige Vorsprünge und dunkle Höhlungen, wie eine aufgelassene alte Mine. Als sie aus der Parklücke fahren wollte, ohne ihn zu stören, hatte der alte Kombi mehrere Fehlzündungen, ein bedrohliches Geräusch in der Großstadtnacht, und sie verfluchte Jake, der versprochen hatte, die Karre zur Reparatur zu bringen, verfluchte dann ihre Familienfinanzen. Abe sprang auf, nahm verlegen Haltung an und rief ihrem Wagen ein »Nacht, Doc!« hinterher.

Sie fuhr die Amsterdam Avenue hinauf, vorbei an den dunklen Gebäuden der Columbia University, dann auf der 125th Street nach Westen. Es war halb drei Uhr morgens, und die Geschäfte waren beleuchtet, aber vergittert. Ein dünner Typ in einem irisierenden roten Shirt ging in Schlangenlinien den Bürgersteig entlang, auf der Schulter einen Ghettoblaster, der schallend laut verkündete: »Umfragen ergeben: Reagan schafft es!« Der Mann verschwand in einem Hauseingang, als ein Polizeiwagen langsam am Bordstein entlangrollte. Sie passierte das A-OK-Pfandleihhaus, gelb erleuchtet und verrammelt, drei Alkoholika-Läden, eine Kentucky-Fried-Chicken-Filiale, ein Nachtlokal namens *This Bitter Earth*. Heiße, klagende Saxophon-Klänge kamen aus der offenen Tür. Eine stattliche Nutte im silbernen Paillettenkleid verhandelte mit einem Freier, der einen Kopf kleiner war als sie. Ihre dick gepuderte Haut glänzte von Schweiß. Lottie fragte sich, ob die Frau krank war. Lottie fragte sich, ob die Frau ein Mann war.

In der erleuchteten Stadt, wo selbst die dunklen Flüsse manchmal rötlich oder bleich oder grau wirkten, verdünnt durch die Reflexion künstlichen Lichts, fühlte sie sich nach

Einbruch der Dunkelheit nie wirklich wohl. Das Beunruhigendste war nicht die Kriminalität, nicht die streckenweise erschütternde Armut, waren nicht die jähren Geräuschexplosionen – es war die bedrängende Fremdheit mächtiger Gebäude, harter Kanten, einer vertikalen Landschaft.

Lottie wartete an einer roten Ampel, fuhr dann erleichtert auf den West Side Highway auf und gab Gas. Die enge City blieb hinter ihr zurück, und die Bebauung lockerte sich auf; der Hudson zwischen ihr und den Felsklippen der Palisades gab ihr plötzlich ein Gefühl von Raum und Weite. Die ferne, aber immer näher kommende Brücke glich einem Paar blaufunkelnder Berggipfel mit einem sanften Tal dazwischen. Feuchte, warme Luft wurde, als sie noch weiter beschleunigte, durch die offenen Fenster hereingepresst, ein autogenerierter Wind: Ihre Klimaanlage hatte sich vor einem Monat verabschiedet. Nur wenige Fahrzeuge waren unterwegs. In der dampfigen Nacht, allein auf dem leeren Highway, fuhr sie in einem Wagen voller Zeugs: M&Ms-Verpackungen, einer von Evelyns bonbonrosa Lippenstiften, zerknitterte Notenblätter, Kinderkekskrümel und zwei Schnuller – einer mit zerbissenem, spröde gewordenem Latex-Mundteil – auf dem Rücksitz.

Außer für ihre beträchtliche Familie trug sie noch die Verantwortung für Labortechniker und für Doktoranden, die bei ihr promovierten. Einen hatte sie vor ein paar Monaten von einem verstorbenen Kollegen geerbt. Der junge Mann war ein Student aus Sri Lanka, diesem geplagten Land. Er war schon acht Jahre am Institut, ohne seine Doktorarbeit zu einem befriedigenden Ende zu bringen. Einmal hatte er Lottie zum Essen in seine schäbige Wohnung in East Harlem eingeladen. Den ganzen Abend hatten seine

Frau und seine sechs Kinder sich verzweifelt bemüht, einen guten Eindruck auf sie zu machen. Lottie hatte versucht, mit einem der Jungen Mikado zu spielen, aber seine Hände zitterten so, dass sie es aufgeben mussten.

Weniger belastend, aber nicht minder verpflichtend waren ihre Lehrveranstaltungen für Medizinstudenten, ihre Mitwirkung in diversen Gremien und der Publikationszwang. In der Hoffnung (jedenfalls galt das für Lottie), damit etwas zusätzliches Geld zu machen, planten sie und ihre Freundin Olivia derzeit die Erstellung eines Biologiebuchs für die Highschool, dessen Zielgruppe nicht nur junge Männer, sondern auch junge Frauen waren. Vielleicht würden es ja ein paar fortschrittliche Teile der USA als Lernmittel einführen. New York? Chicago? Kalifornien? Es würde ihr zweites gemeinsames Buch sein.

Wann sie sich das alles aufgeladen hatte, konnte sie gar nicht sagen – langsam, unmerklich vermutlich, wie die ein, zwei Pfund, die sie jedes Jahr zugenommen und die sie einfach übersehen hatte, bis sie dann eines Tages in einen inneren Spiegel geblickt und mit Erstaunen eine in jeder Hinsicht gewichtige Person gesehen hatte, verantwortlich, solide, eine Matrone. Wer, ich, Lottie?

Es war aber doch nicht alles nur Ballast, oder? So wie die Steine, mit denen man Katzenbabys ersäuft?

Nein, sagte sie sich, sie war ausgefüllt und fest am Kai der Welt verankert.

Und ihre Arbeit entsprach ihr, fast wie genetisch vorbestimmt. Sie war von Anfang an ein beobachtendes, leidenschaftlich neugieriges Kind gewesen, das stundenlang auf Sommerwiesen lag und das Tun und Treiben von Eidechsen, Insekten und Würmern studierte. Mit zwölf hatte sie einmal

einen ganzen Tag auf einem Baum gesessen, durchs Fernglas geschaut und ihre Augen überanstrengt, um mitzukommen, wie Spatzenjunge schlüpfen.

Und doch war sie auch durch eine Serie von Zufällen da gelandet, wo sie jetzt war. Sie hatte nur Tage nach dem College-Abschluss geheiratet, dann in der langen Pause bis zum Graduiertenstudium Evelyn bekommen, als Labortechnikerin gearbeitet und sich von ihrem Mann getrennt und war so aus dem universitären Rhythmus gefallen. Sie hatte ihr Graduiertenstudium im Januar begonnen, einem ungünstigen Monat, und der Professor, ein international bekannter Experte für die neue Technik der Elektronenmikroskopie, hatte sein Kontingent an Doktoranden schon voll und wollte sie nicht annehmen. Im Februar kam es in einem kleinen zentralafrikanischen Land, von dem sie noch nie gehört hatte, zu einem Staatsstreich, und einer der Doktoranden des Professors, ein Afrikaner mit einem Regierungsstipendium, packte seine Sachen und flog nach Hause, obwohl die Universität ihn davon abzuhalten versuchte. Sie erinnerte sich noch an das Foto von ihm in der Studentenzei- tung: eine unförmige Gestalt, dick eingemummelt gegen den Winter von Wisconsin, lächelnd und winkend.

Unsicher war sie wieder zu dem Professor gegangen, aber der sagte, er halte dem Afrikaner den Platz frei. Als der Afrikaner eine Woche später gehängt wurde, ging sie noch einmal hin. Der Professor nahm sie widerwillig an, unter der Bedingung, dass sie das Projekt des Afrikaners zu Ende führte: Er hatte an Speicheldrüsen von Ratten geforscht.

Ignace Sezibera hatte er geheißt. Viele Studierende trauerten um ihn, und sie hatte ein diffuses schlechtes Gewissen, war ihm aber auch dankbar – beides seltsame Gefühle.

Und sie vergaß ihn nie ganz. Aber sein Projekt wurde ihr Projekt, und sie führte es zu Ende, fand dann einen Weg, darüber hinauszugehen, ihren ganz eigenen Weg, und die Arbeit war spannend.

Es dauerte zu lange, bis sie merkte, dass das, was sie spannend fand, die meisten Menschen langweilte. Es beeindruckte die Leute, dass sie Wissenschaftlerin war, aber Genaueres wollte niemand hören.

»Wirklich *sehr* interessant«, sagte die Frau eines Dekans auf einer Cocktailparty in Charleston, wo Lottie einen Vortrag gehalten hatte, »ich treffe nicht so viele Wissenschaftlerinnen.«

»Sie machen uns allen Ehre«, erklärte eine reifere Frau in einem roten Strickkleid, die sich als Ex-Präsidentin eines Washingtoner Kapitels der *National Organisation of Women* vorstellte.

»Erzählen Sie mal, was machen Sie *konkret*?«, drängte sie ein breitbrüstiger Mann mit einem dicken Rubinring. Ein anderer Gast hatte ihr gesagt, der Mann sei Operntenor.

»Na ja«, sagte Lottie vorsichtig. »Das klingt für Sie vielleicht komisch, aber ich erforsche Speicheldrüsen von Ratten. Die sind wichtiger, als man gemeinhin denkt.«

»Ach«, sagte die Frau des Dekans.

»Möchten Sie's wirklich genauer wissen?«

Alle nickten emphatisch.

»Also, ich beginne gerade ein faszinierendes Projekt. Sie müssen wissen, das Rattenmännchen hat einen Zelltyp, der bestimmte Enzyme sekretiert, die es beim Weibchen nicht gibt. Wenn sich aber die männliche und die weibliche Speicheldrüse unterscheiden, könnte es sein, dass dieser Unterschied mit der Fortpflanzung zu tun hat. Und tatsächlich

ist *eine* meiner Hypothesen, dass er für die Kopulation relevant ist.« Lottie musterte ihre Zuhörer. »Jetzt fragen Sie sich bestimmt, warum er dann im Maul sitzt?«

»Mmmmm«, sumnte der Tenor geradezu.

»Wie Sie vielleicht wissen, gehört zu den Dingen, die Tiere vor der Kopulation tun, ausgiebiges *Lecken*. Das Männchen leckt ...«

»Ah, *Lecken*«, sagte der Tenor.

»Lecken«, sagte Lottie.

»Ich dachte zuerst, Sie meinen *Locken*«, sagte die Ex-NOW-Präsidentin.

»Sie hat ›Lecken‹ gesagt«, sagte der Tenor. »*Lecken*. Verstehe.«

»Also, das Männchen leckt den vaginalbereich oder, genauer gesagt, das Perineum des Weibchens. Und eins der Enzyme, die sich in der männlichen Speicheldrüse finden, ist das sogenannte Kallikrein, das Kinine produziert – Sie kennen das ja, wenn man eine Wunde oder eine Infektion hat, dann wird das Gewebe da rot und schwillt an. Das kommt daher, dass Kinine gebildet werden, die die Wände der Blutgefäße durchlässig machen und die Schwellung hervorrufen. Ich habe gerade einen Forschungsmittelantrag zu Folgendem gestellt: Meine Hypothese lautet, dass das Kallikrein des Männchens zur Kininbildung aus den weiblichen Sekreten im Perineum und in der Perinealregion des Weibchens führt. Und dass diese Kinine wiederum ein Anschwellen und eine vorübergehende Reizung bewirken, die das Rattenweibchen empfänglicher machen. So eine Art natürliches Aphrodisiakum, wenn Sie so wollen ...«

Der Tenor fuhr sich mit der Zunge langsam im Uhrzeigersinn über die Lippen. Lottie starrte ihn einen Moment

lang irritiert an, merkte dann aber, dass die Geste sich nicht an sie richtete, ja, dass sie ihm wahrscheinlich nicht mal bewusst war, so entrückt wirkte er. Sie sprach weiter, beschwingter jetzt:

»Einer unserer Versuche wird nun darin bestehen, Männchen die Speicheldrüsen zu entfernen, sie dann zu paarungsbereiten Weibchen zu setzen und zu schauen, ob die Weibchen *präsentieren*. Das tun Rattenweibchen nämlich, wenn sie paarungswillig sind – sie gehen ins Hohlkreuz und recken das Hinterteil hoch.« Lottie dachte: Was soll's? Es war eine Party, und sie hatte eine Schwäche für Sänger. Also beugte sie sich vor und reckte ihr Hinterteil in die Höhe. »Das Weibchen bietet sich an und wird daraufhin vom Männchen bestiegen. So weit klar?« Sie bückte sich noch tiefer.

Die Ex-NOW-Präsidentin nickte so vehement, dass ihre Lesebrille, die ihr an einer elastischen Schnur um den Hals hing, auf ihrem strickkleidverhüllten Busen hüpfte.

Die Frau des Dekans lächelte. »Mir hat am besten das mit dem Kinin und dem Kallikrein gefallen. Das klingt wie Stoffarten.« Sie befragte den Baumwollstoff ihres Rocks.

»Hübsch, Ihr Kostüm«, sagte die Ex-NOW-Präsidentin. Es war weiß, mit einem Muster von roten Rosen an einem Spalier.

»Selbst genäht.« Die Frau des Dekans errötete.

Der Tenor starrte immer noch in die Ferne, als dächte er über die Implikationen von Lotties Experiment nach. Aus einem Impuls heraus richtete Lottie sich auf und drehte sich um. Drei Meter hinter ihr, an der improvisierten Bar, stand ein junger Mann mit langem, krausem schwarzem Haar und silbernen Armreifen an den nackten, rasierten Armen und blies dem Tenor Küsschen zu.

Lottie fuhr jetzt vom Highway ab, auf eine fast unbeleuchtete Landstraße, die sie in- und auswendig kannte. Das Sträßchen war von großen schattenspendenden Bäumen gesäumt, die streckenweise eine Art Blätterdach bildeten; Simon nannte es den »Bäume-Tunnel«. Die Luft, die durch die Seitenfenster hereinkam, war jetzt kühler, angenehmer, und sie atmete sie mit offenem Mund und dem gesamten Körper ein. Obwohl die Felder und Wiesen dunkel und die mächtigen Bäume nur vage Schemen im Mondlicht waren und sie nur ab und zu mal das Nachtlicht auf der Eingangsveranda eines fernen Farmhauses oder den beleuchteten Verkaufsraum einer Tankstelle sah, wusste sie genau, was wo war; sie konnte schon fast mit den Poren »sehen«. Es war ein sanftes, vertrautes Dunkel. Auf solchen Straßen waren sie in ihrer Kindheit in Michigan von Verwandtenbesuchen nach Hause gefahren: ihr Vater am Steuer, ihre Mutter neben ihm, manchmal den Kopf an seiner Schulter, neben ihrer Mutter, an die Seitentür gelehnt, eine der jüngeren Schwestern ihres Vaters, meistens Alma, von deren Haut und Mantel ein schwacher, süßlicher Duft ausging. (*Lily of the Valley* und *Shy Violet* stand etwa auf den Etiketten der Farbglas-Parfümfläschchen auf Tante Almas Frisiertisch.) Auf dem Rücksitz saß Lottie neben ihrer geliebten Großmutter, die einen farbigen Hut trug und aus deren dunkler Haarkrone sich jetzt einige Strähnen gelöst hatten. Auf der anderen Seite ihrer Großmutter drängten sich Lotties Bruder und ihre beiden Schwestern, halb sitzend, halb übereinanderliegend wie Geschwister eines Wurfs; sie erinnerte sich noch an die Wärme und den Geruch ihrer Körper, ihr Atemgeräusch im Dunkeln, ihr gelegentliches leises Aufstoßen oder Furzen. Damals hatte sie

in dem großen Haus gewohnt, als älteste Tochter von Mr. Kristin, dem Bürgermeister, und Jeanie Bjornstad Kristin, der Lehrerin, und Evelyn Kristins Lieblingsenkelkind: Alle sagten, sie sei das gescheiteste Kind der First Family (*Zu gescheit für ein Mädchen. Wird ihr am Ende nur Probleme bringen*). Würde es ihr am Ende Probleme bringen? Jetzt, in ihren Vierzigern, wohnte sie in einem Ort, der große Ähnlichkeit mit dem hatte, in dem sie aufgewachsen war – ländlich, von Landwirtschaft lebend, presbyterianisch, leuchtend von frischer, grellweißer Farbe, gelben Forsythien und knalligen Tigerlilien, Pflanzen, die strenge Winter überdauerten und dann, wenn die Zeit gekommen war, auf eine Art explodierten, die etwas Stolztes und Selbstbewusstes, ja, fast schon Wildes hatte. Im Frühling roch die Luft nach Apfelblüten – ein Duft, der sie immer traurig machte – und im Frühsommer nach Flieder. Heute war sie die Wissenschaftlerin, die mit den Kindern aus zwei Ehen und noch einem weiteren, einem dunkleren, das immer für den halben Sommer auftauchte, einem Ehemann, der Jude war (auch wenn er, das musste man ihm lassen, das spitzenmäßige Highschool-Orchester – es genoss überregionales, ja sogar landesweites Ansehen – gegründet hatte und sonntags *gratis* den Chor in der Unitarier-Kirche begleitete), mit zwei klapprigen Autos und einem Haus, das dringend gestrichen, und einem Rasen, der dringend gemäht werden musste.

Als sie ihre geschotterte Einfahrt fuhr, kläfften die Hunde kurz und waren dann still, als sie erkannten, was auch immer Hunde dieser Tage erkannten: den Rhythmus von Frauchens Motor? Den Geruch ihrer Puffer und Fixative? Sie stieg aus und streckte sich im Mondlicht. Die Nacht war voller winziger, ineinandergreifender Geräusche – Insek-

ten und Frösche, die fernen, monotonen Rufe einer Nachtschwalbe, das unruhige Hin und Her der Hunde hinterm Haus. Sie machte ein paar langsame, schmerzhaft Kniebeugen, dachte wehmütig an ihre Cheerleader-Zeit. Nahm dann Handtasche, Wäschetüte und Aktenmappe und ging, nachdem sie die Hunde kurz gestreichelt hatte, durch die Hintertür hinein.

In der Küche brannte das Nachtlicht. Auf dem Boden lagen ein paar aufgeschlagene Malbücher nebst Buntstiften. Verstreute Murmeln – zwei, drei glommen im Schummerlicht. Ein Schokodoppelkeks, zertreten und verschmiert. Der Abendessenstisch war nicht abgeräumt. Sie blickte auf den Plan am Kühlschrank, um festzustellen, wer für das Geschirr zuständig war. *Sie*. Die Unordnung machte ihr weniger aus als die Tatsache, dass Lebensmittel einfach draußen herumstanden. Sie stellte die Margarine und die Milch in den Kühlschrank, bemerkte dabei die FINGERWEG-Zettel in der Schrift ihrer Stieftochter Ruth auf zwei zugedeckten Schmortöpfen – wahrscheinlich Sachen für das schicke Essen, das sie am Samstagabend mit ihrem Vater zubereitete.

Durch die offene Tür zum Zimmer neben der Küche hörte sie das leise Atmen der Mädchen. *Mädchen, Plural, immer noch da, das dunkelhaarige. Ruth war nirgends hingeflogen.* (Diese Gedanken, ihre Stieftochter betreffend, kamen schwarmweise über sie wie Mücken. Sie wollte sie loswerden, sie ärgerten sie, zehrten an ihrem Selbstwertgefühl, und sie wollte auch Ruth loswerden, wollte sie wegschlagen, *klatsch*.) Für Evelyn war es hart, immer im August ihr Zimmer mit Ruth teilen zu müssen, aber es ging nicht anders; mit vierzehn konnte man Ruth nicht mehr zu den

Jungen stecken, und man konnte ihr auch nicht zumuten, auf dem Wohnzimmersofa zu schlafen wie ein Übernachtungsbesuch. Für Ruth war es auch nicht leicht, zumal sie von Natur aus sehr ordentlich war und Evelyns chaotische Art, in der sie Lottie so ähnlich war, zutiefst verachtete. Der einzig ordentliche Teil des Hauses war Ruths Zimmerhälfte – als wäre ein magischer Kreis darumgezogen worden. Auf dem Bauch liegend, die Arme an den Seiten schließend, schlief Ruth geradezu in Habachtstellung, das Decklaken glatt bis an den Hals gezogen, das schwarze Haar in zwei langen, strammen Zöpfen, ihre rosa Ballettschläppchen sorgsam ausgerichtet vor dem Bett. Sie war dünn, dunkel und knochig, im Begriff, ziemlich groß zu werden.

Evelyn mit ihren achtzehn Jahren war größer als alle in der Familie außer Jake. Sie war von Natur aus stattlich, wie eine Wikingerkönigin – Leute sagten manchmal, sie habe Ähnlichkeit mit Liv Ullmann, was sie sehr freute. Auf der anderen Seite des Zimmers drehte sie sich in ihren verwurstelten Laken und murmelte vor sich hin. Lottie schloss leise die Tür.

Oben im Schlafzimmer lag Jake in Unterwäsche da und schlief, einen Arm um Davy, den anderen aus dem Bett gehängt. Er schnarchte leise im Mondlicht. Sie zog Davy vorsichtig unter seinem Arm hervor, befühlte die Windel des Kleinen – trocken – und trug ihn in sein Gitterbett. Simon lag in seinem Bett, mit dem neuen Baseballhandschuh, den ihm Jake geschenkt hatte, und seinem Kassettenrekorder. Das waren ihre braunhaarigen Kinder, eine Kreuzung zwischen ihnen beiden, alles an ihnen wie blank poliert, diese Augen, hinter denen sie beinahe die Blau-Gene sehen konnte, diese strahlende Haut. Im Bad putzte sie sich die Zähne, er-

frischte sich mit etwas Duftwasser, pinkelte dann leise in die Kloschüssel, in der schon reichlich Pipi stand (nachts spülten sie nicht, um niemanden zu stören) und klappte den Klodeckel zu.

Sie zog ihr Nachthemd aus, schlüpfte neben Jake ins Bett – er roch leicht nach Schweiß und Davys Babypuder – und schmiegte ihre alkoholgekühlten Brüste an seinen warmen Rücken. Sie befeuchtete zwei Finger mit Spucke und massierte damit ihre Klitoris. Die andere Hand schob sie unter den elastischen Bund seiner Boxershorts. Er war feucht und weich. Behutsam streichelte sie die behaarte Haut seiner Oberschenkel, den runzligen Hodensack, die zarte Haut seines Penis. Sie fühlte ihn langsam erblühen wie eine Nachtblume.

»Lottie«, sagte er und drehte sich noch halb schlafend zu ihr. »Liebling.«

Sie küsste ihn auf die Augenlider.

Sie half ihm aus Unterhemd und Unterhose und ließ beides neben das Bett fallen. Verschlafen küsste er ihren Hals, ihre Brüste, ihren Bauch. Dann hievte er sich über sie und drang langsam in sie ein. Sie lag auf dem Rücken, fuhr mit den Fingern durch sein dickes Haar – Davys Haar ließ schon die gleiche Textur erahnen – und blickte durchs Oberlicht auf die funkelnden Sterne.

Lottie erwachte um elf Uhr vormittags von einem jähen Schwall von Rockmusik, wie ein Rohrbruch. Sie lief ans Fenster. Ruth war auf dem vorderen Rasen, im schwarzen Gymnastikanzug, und machte vor einem voll aufgedrehten Riesenradio ihre Ballettübungen. Was sollten die Warnicks denken, das nette alte Ehepaar von gegenüber, wenn diese

schwarzhaarige Kindfrau in Lotties Vorgarten die Beine in die Luft streckte und die ganze Gegend mit Musik beschallte, als fände hier ein Nachbarschaftsfest statt. »Mach das hinten!«, rief Lottie, den Kopf aus dem Fenster gestreckt. Ruth tat, als hätte sie nichts gehört.

Nach kurzem Abwarten streckte Lottie auch noch die Arme aus dem Fenster und winkte und fuchtelte, um Ruths Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Mädchen schien sie gar nicht zu sehen, obwohl es genau in Lotties Richtung blickte. Lottie nahm die Tageszeitung, die Jake offenbar schon gelesen hatte, rollte sie zu einem Papierknüppel zusammen und dann wieder auseinander. Sie riss ein paar Seiten in Fetzen und warf diese aus dem Fenster. Sie segelten in der warmen Sommermorgenluft dahin und dorthin, und ein paar landeten ganz in Ruths Nähe, ohne dass das Mädchen etwas zu bemerken schien. Lottie brüllte zweimal Ruths Namen, griff sich dann in einem Wutanfall eine Flasche Handlotion vom Schminktisch und schmiss sie nach dem Radio. Sie traf weder das Radio noch Ruth.

Ruth machte das Radio etwas leiser. Sie blickte zu Lottie hinauf.

»Was soll das? Hörst du mich nicht? Siehst du mich nicht?«

Ruth schüttelte den Kopf.

»Mach das aus!«, brüllte Lottie.

Ruth stellte das Radio noch ein bisschen leiser.

»Du hast mich nicht gesehen? Das glaube ich dir nicht. Ich bin hier, direkt vor dir! Ich lasse Zeitungsfetzen aus dem Fenster fallen! Was hast du gedacht, was das ist? Schnee?«

Das Mädchen begann, Pliés zu machen.

»Ich *rede* mit dir!«

»Ich *höre* dir zu. Was muss ich denn tun, strammstehen?«

»Ein bisschen Respekt zeigen«, sagte Lottie.

»Und überhaupt, was willst du denn? Ich mache meine Übungen.«

Lottie atmete tief durch. »Mach sie hinten. Ich will, dass du das Radio leise stellst und deine Übungen hinten im Garten machst.«

»Ich geh nicht nach hinten. Da ist überall Hundescheiße.«

»Dann benutz eben die Gymnastikmatte.«

»Will ich nicht. Hinten *stinkt's*. Und ich mag die Musik laut. Warum kann ich sie nicht laut machen? Es ist doch schon nach elf. Willst du denn den ganzen Tag schlafen?«

Lottie, Kopf und Arme aus dem Fenster gestreckt, musste an etwas denken, was sie gelesen hatte: über eine französische Selbstmörderin, die vom Dach von Notre-Dame gesprungen war. Sie war genau auf eine amerikanische Touristin gefallen, die unten stand, und beide Frauen waren umgekommen.

Lottie atmete wieder tief durch und sagte, sanfter jetzt: »Was ist los, Ruth? Hm? Mach bitte das Radio aus und komm ins Haus. Ich möchte mit dir reden.«

»Ich aber nicht mit dir!«, schrie Ruth. »Ich geh nicht ins Haus! Außerdem ist das sowieso kein Haus – es ist ein Schweinestall!« Sie drehte die Musik voll auf.

Lottie, außer sich vor Wut, sah den Kombi in die Einfahrt biegen und halten. Jake winkte ihr und Ruth, ging dann ums Auto herum, um Davy aus dem Kindersitz zu helfen. Die Hunde sprangen aus dem Auto, und Simon, der seinen Baseballhandschuh trug, folgte Evelyn nach hinten zum Kofferraum. Davy tapste hinter Simon her, versuchte, ihm den Baseballhandschuh wegzunehmen, und fiel hin. Jake

